

Rede des ehemaligen Vorsitzenden und heutigen Ehrenvorsitzenden des Theaterfördervereins Plauen Dr. Lutz Behrens anlässlich 125 Jahre Vogtlandtheater Plauen am 7. Oktober 2023

Sehr geehrte Damen und Herren!

Dieses Theater ist der Stolz unserer Stadt – und des Vogtlandes. Seit 125 Jahren. Weil ein tatkräftiger Freund der Kunst seinen Bau vorantrieb, die meisten Stadtverordneten das Theater wollten und ... in Wien 1000 Tote zu beklagen waren.

So viele Menschen, nimmt man an, fielen 1881 dem Brand im Ringtheater zum Opfer. Auf dem Spielplan stand an diesem 8. Dezember Jaques Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen“; Anton Bruckner hatte dafür Karten, verzichtete und entging so der Katastrophe. 1877 hatte er seine Dritte Sinfonie uraufgeführt, ein Misserfolg. Die Musiker lehnten das Werk ab, das Publikum verließ in Scharen das Konzert. Heute gilt die Dritte als bahnbrechend. Wir erlebten die Aufführung der Urfassung zum 1. Sinfoniekonzert dieser Saison in der Johanniskirche. Leo Siberski dirigierte die Clara-Schumann-Sinfoniker. Am Ende vereinte wohl alle „ein Gefühl der Vollkommenheit – das Gefühl, durch alles gegangen zu sein“, wie es der Dirigent Sergiu Celibida(k)e sagte. Konsequenzen des Wiener Brandes kennen wir bis heute: den Eisernen Vorhang und den Feuerwehrmann hinter der Bühne.

Theodor Schurig hieß der Freund der Kunst und spätere Bürgermeister. 1890 gründete er einen Theaterverein. Das Ziel: der Bau eines repräsentativen Theaters für die aufstrebende Stadt Plauen, die 1904 mit 100 000 Einwohnern zur Großstadt avancierte.

In Plauen besuchten im 19. Jahrhundert die wohlhabenderen Bürgerinnen und Bürger das privat betriebene, erst Gösselsche, dann Löberingsche Theater am Mühlgraben. Nach der Wiener Katastrophe konnte es nicht wieder geöffnet werden. Aus Angst vor Bränden und weil das Geld fehlte, solchen vorzubeugen.

Für ein neues Theater gaben die Stadt und ihr Parlament Geld. Der Verein sammelte, die Plauener spendeten reichlich. Das Stadttheater kostete am Ende 350 000 Mark. Ein Hamburger Hafenarbeiter bekam damals 61 Mark brutto im Monat, bei 13 bis 14 Stunden täglicher Arbeit. Ein Liter Milch kostete 20 Pfennige, ein Liter Bier 24 und drei Eier gab's für zehn.

Arwed Rosbach hat das Theater entworfen. Er wurde in Plauen geboren, wirkte als Königlich-Sächsischer Baurat in Leipzig, ein Schüler Gottfried Semper. Die Bauzeit dauerte von der Grundsteinlegung am 24. Juni 1897 etwas länger als ein Jahr bis zur Eröffnung am 1. Oktober 1898. „Die Jungfrau von Orleans“ von Schiller, wir sahen das Stück in der letzten Spielzeit, war für die Eröffnung ausgewählt worden. Vom neuen Prachtbau schwärmte der Vogtländische Anzeiger: „... der ganze stattliche Bau“ sei „einer Huldigung der Schönheit zu vergleichen“. Immerhin mit 1 050 Sitzen.

Der erste Herr des Hauses: Siegfried Conrad Staack amtierte als Direktor und hatte das Gebäude gepachtet. Mit Theodor Erler als Kapellmeister gründete

er das bis heute anspruchsvolle Musiktheater und den so wichtigen Konzertbetrieb in Plauen. Die Stadt übernahm 1922 das Theater und berief von nun an Intendanten, heute im Generalsrang.

Schon am 3. Oktober 1899 wurde mit Carl-Maria von Webers „Freischütz“ die erste Oper gegeben. Rezensent Ernst Günther jubelte im Vogtländischen Anzeiger: „Wir haben eine Oper!“. Zum 25-jährigen Bestehen des Theaters, 1924, spielte man den „Freischütz“, und zur 100. Spielzeit kam der „Freischütz“ als Jubiläumsoper auf die Bühne mit Judith Schubert als Agathe. Wenn Sie dieses „deutscheste aller Melodramen“ (so Claude Debussy) im 125. Jahr des Hauses erleben wollen: Premiere ist heute Abend, und vielleicht sehen wir uns ja.

Was macht das Besondere der „kleinen Semperoper“ in Plauen aus? Die Lage am Hang der Syra zeitigte eine architektonische Kuriosität: Vom Eingangsfoyer strebt die Prominenz in die erste Reihe des Ersten Ranges; zum Parkett geht's nach unten. Ungewöhnlich auch, dass der Säuleneingang zur Erholungsstraße, die heutige Theaterstraße zeigt. Nicht zum Tunnel und nicht zur Bahnhofstraße, der Magistrale. Das hat einen offiziellen und einen witzigen Grund. Um es an die Bahnhofstraße zu stellen, hätte man das heutige Intendantengebäude, die ehemals Heynigsche Villa, abreißen müssen. Das wäre, so die offizielle Begründung, zu teuer gekommen. Die Villa beherbergte damals wie heute ein Café. Es wurde bereits 1893 geradezu prophetisch als städtisches Theater-Restaurant gegründet, obwohl von einem Theater weit und breit nichts zu sehen war. Im besagten Theater-Restaurant trafen sich die Damen der Plauener Prominenz zum Kaffeekränzchen. Dieses Vergnügen wäre ihnen abhandengekommen. Sie setzten ihre Ehemänner unter Druck. Es konnte weiter gekränzelt werden, das Theater steht seitdem im Abseits – aber nur geografisch, und das war der eher erheitende Grund.

So ist das Stadttheater seit 125 Jahren Teil der Geschichte der Stadt und stets auch ein Kind seiner Zeit. Gustaf Gründgens erkannte immer dann „die schönste Blütezeit des Theaters, wenn die Bindung an die Zeit am stärksten war“. Aber er formulierte einen weiteren Gedanken, der auch für uns bedeutsam ist: so sei das Theater auch immer an einen Ort gebunden, „muss also immer aus den Gegebenheiten heraus, die es vorfindet, seine gestaltenden Möglichkeiten und Wirkungen suchen“.

Wenn nach einer Konstanten gesucht wird, die nicht nur das Plauener Theater von Anfang an begleitet hat, trifft ein poetischer Satz ins Schwarze: „Nach Golde drängt, am Golde hängt, doch alles“, und, Sie wissen es, Gretchen schließt: „Ach wir Armen!“

Nun ist es üblich, die leidigen Querelen um das Geld mit der Frage zu entschärfen, warum denn nicht über Inhalte geredet werde. Dazu lässt sich leider nur sagen, ohne Geld gibt's keine Inhalte, und über Geld muss geredet werden. Sicher nicht mit Schaum vorm Mund, aber unmissverständlich. Bis zum heutigen Tag fliegen die rhetorischen Fetzen, damit das Theater zum Golde kommt. Ist doch das Theater eine sozial exklusive Institution. Es wird von allen Steuerzahlern finanziert, aber am Ende eben doch nur von einem Teil der Bevölkerung genutzt.

Schon der Plauener Theaterbau war umstritten. Im Stadtgemeinderat hieß es, dass es auch für andere gemeinnützige wichtigere Zwecke Geld aufzubringen gelte: für ein Schwimmbad, einen Schlachthof, eine Markthalle oder die städtischen Schulen. Kaufmann Oscar Günther empfahl den Plauener Millionären „die herrliche Gelegenheit zu nutzen, um für das Theater Opfer zu bringen“.

Zu Beginn der Spielzeit 1930/31 hieß es in einer Theaterbroschüre:

„Theaterfreunde Plauens!

Haltet Euch klar vor Augen: Das Theater der Stadt Plauen steht im hartnäckigsten Existenzkampf. Wir werden nichts unversucht lassen, um neben angespanntester Arbeit im Künstlerischen auch wirtschaftlich die Voraussetzungen für den Weiterbestand des Theaters zu schaffen.

Theaterfreunde! Helft Eurem Theater! Besucht das Theater! Sichert durch die Tat das Bestehen Eures wichtigsten Kulturinstitutes!“

Intendant Dr. Rönnecke verfasste diesen Hilferuf. Er nannte die zahlreichen Spielorte des Plauener Theaters, um für das Haus die Bezeichnung Vogtlandtheater zu reklamieren. Offiziell erhielt es diese Bezeichnung erst 1991. Und hat den schönen Namen schon nach zehn Jahren (2001) wieder verloren, um als fusioniertes Theater Plauen-Zwickau fortzubestehen.

Nochmals zu Rönnecke. Er schließt:

„Unsere Arbeit wird von tiefstem Ernst, aber auch von begeisterter Hingabe getragen sein! Sie wird gesteigert werden durch verständnisvolle Mitarbeit von Publikum und Presse. Diese Mitarbeit benötigen und erbitten wir. Dann wird der Wurzelboden der Theaterstadt Plauen festgefügt und widerstandsfähig werden.“

Damals wurde sogar den Mitarbeitern des Hauses gekündigt. 1929 war nach dem Schwarzen Freitag die Weltwirtschaft kollabiert. Not und Elend herrschten. In der Ostvorstadt prügeln sich die Kommunisten mit den Nazis, die in Plauen immer mehr Zulauf erhielten und 1933 in Deutschland an die Macht kamen. Plauen erreichte Anfang desselben Jahres einen Rekord: in der Stadt lebten auf die Einwohnerzahl bezogen die meisten Arbeitslosen im Deutschen Reich (fast 200 Erwerbslose auf 1000 Einwohner).

Das Plauener Theater existierte weiter. Es galt nicht nur als „Sprungbrett“ an Häuser in Dresden oder Berlin, wir finden auch berühmte Namen: 1910 war ein Jahr lang Hugo Ball, der spätere Mitbegründer des Dadaismus, als Dramaturg in Plauen tätig. In den zwanziger Jahren gastierten die Tänzerin Gret Palucca. In der DDR stand sie einer Ballettschule in Dresden vor. Auch der Choreograf und Tänzer Rudolf von Laban gab ein Gastspiel.

Weltoffen, fast avantgardistisch die damaligen Spielpläne: Stücke von Franz Werfel, Bruno Frank, Walter Hasenclever, Ernst Toller, Georg Kaiser, Carl Sternheim, Romain Rolland wurden gespielt; Shaws „Heilige Johanna“ erlebte in Plauen die Erstaufführung. Musik von Korngold und Krenek erklang.

Zuckmayers frech-frivoler „Fröhlicher Weinberg“ erzielte ein volles Haus.

Gewagt werden von den Plauener Theatermachern Anfang der Zwanzigerjahre Gerhart-Hauptmann-Festspiele; zu sehen sind fast alle seine Dramen. Das Publikum, vor allem der besseren Plätze, hielt sich zurück.

Erinnerte man sich, dass Kaiser Wilhelm II. vor Wut seine Loge im Deutschen Theater gekündigt hatte, als 1894 dort Hauptmanns „Die Weber“ uraufgeführt wurden?

Doch nicht nur Prominenz soll bemüht werden. 1920 begann ein Akteur seine Laufbahn, den einen Liebling des Publikums zu nennen, geradezu untertrieben wäre: Willy Hein. Er blieb bis in die Fünfzigerjahre ununterbrochen in Plauen im Engagement – eine lokale Legende. Auf 40 Dienstjahre am Theater brachte es der 1. Konzertmeister des Orchesters: Emil Langhof, dem die Ehre zuteilwurde, 1964 mit zwei Sinfoniekonzerten verabschiedet zu werden. 1927 gastierte in Plauen Richard Strauss. Im Vogtländischen Anzeiger und Tageblatt war zu lesen: „... dieser Musiker kommt nach Plauen; nach Plauen im Vogtlande. Wo vor nicht langer Zeit die letzten Bären geschossen worden sind...“

Von 1933 bis 1989 machte das Geld, das natürlich immer noch gebraucht wurde, einer anderen Währung Platz: der Ideologie mit all den bekannten Folgen. Das galt nicht nur für den Spielplan. Die Nazis nannten es „Gleichschaltung“, entfernten „jüdisch-marxistische Elemente“ auch aus dem Theater. Geplant war, das Theater umzubauen. Um die Gigantomanie zu ermessen, eine Summe: 1938 erkundigt sich Oberbürgermeister Eugen Wörner beim Reichsinnenministerium, ob man für das Bauvorhaben 10 Millionen Reichsmark aufnehmen könne. Die Modelle zeigen, dass die Hauptansicht eines gewaltigen Theaters seine Front zur Bahnhofstraße gehabt hätte. Das alte sollte abgerissen werden. Der Krieg machte dem einen Strich durch die Rechnung und nicht nur Plauen zur Trümmerwüste. Im Sommer 1944 wurden in ganz Deutschland die Theater geschlossen. Die Plauener Ensemblemitglieder mussten in Rüstungsbetrieben arbeiten. Im Zuschauerraum stapelten sich die Kisten mit Äpfeln und Rotkohl – er wurde als Verpflegungslager des Heeres für Obst und Gemüse zweckentfremdet. Am 10. April 1945, dem Tag des verheerendsten Bombenangriffs auf Plauen, wurde auch das Theater zerstört.

Als eines der ersten in Deutschland öffnete das Plauener Theater am 15. Oktober 1945 mit Mozarts „Die Hochzeit des Figaros“ wieder seine Türen. Am 16. April 1945 hatten US-amerikanische Truppen die Stadt besetzt und mussten nach 75 Tagen wieder abziehen. Ein historischer Zufall. Seit dem 1. Juli 1945 mussten die Plauener mit der sowjetischen Besatzungsmacht auskommen, Stadtkommandant war Oberstleutnant Komarow. Dieser gab den Befehl zur raschen Instandsetzung des Theaters und Aufnahme des Spielbetriebes. Für das Plauener Theater wurde schier Unglaubliches geleistet. Stadtarchitekt Brenne schreibt: „Als die Theatertüren geöffnet wurden, verschwanden die Reinigungsfrauen hinter der nächsten und als die Eröffnungsansprache gehalten wurde, ging der letzte Handwerker aus dem Hause ...“

Dahinter steckte eine bewusst getroffene Entscheidung für das Theater – in einer Zeit, die uns heute vorzustellen kaum noch möglich ist, in der es am Nötigsten fehlte, Hunger und Kälte herrschten und Heulen und Zähneklappern.

Dem widmete sich in einer Rede zum 50. Jahrestag der Wiedereröffnung des Plauener Theaters der damalige Oberbürgermeister Dr. Rolf Magerkord. Seine Worte mahnen uns bis heute. Er würdigte die auf Kontemplation angewiesene Theaterkunst, forderte, diese nicht auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten und Beliebigkeiten zu handeln und endete: „Trotz der gegenwärtigen Finanzkrise, können wir es nicht zulassen, dass das ‚Kostbare Juwel‘ Vogtland Theater Plauen in das Pfandhaus getragen wird. Das Vogtland Theater Plauen hat auch über den einhundertsten Geburtstag des Hauses hinaus eine Zukunft. Wir alle – Künstler und Publikum – die Politiker eingeschlossen – werden dazu beitragen!“

Nach dem Beginn 1945 mit Mozart folgte ein anspruchsvoller Spielplan. Als Beispiel nur die Oper mit Wagners „Meistersinger von Nürnberg“, Verdis „Macht des Schicksals“, oder „Arabella“ von Richard Strauss. Es setzte sich so fort und war im klassischen Schauspiel nicht anders. Aus dem humanistischen Traditionsbewusstsein heraus stand die künstlerische Qualität als Herausforderung an erster Stelle.

So leistete das Plauener Stadttheater in vierzig Jahren DDR durchaus Beachtliches, natürlich unter den gegebenen historischen Bedingungen mit ihren Zwängen, aber auch klug genutzten Spielräumen. Ob im Schauspiel, dem Musiktheater, dem Konzertbetrieb oder im Ballett. Mit Choreografin Renate Tietze zum Beispiel, die den Tanz in Plauen für 20 Jahre prägte. Verbunden mit dem Intendanten Werner Friede, Ehemann der Ballettchefin, der von 1965 bis 1985 das Haus leitete und „engagierte und doktrinäre Theaterarbeit ermöglichte“. Ihm folgte Klaus Krampe, von dem ein Satz zitiert werden muss: „Als größtes Kapital dieses Theaters habe ich stets die sichtbare Liebe der Plauener zu ihrem Theater empfunden und ihren berechtigten Stolz, einen solchen Musentempel in ihrer Stadt ihr Eigen zu nennen“ – soweit, so gut. Es wäre nicht Krampe, wenn er nicht ironisch-lakonisch geendet hätte: „... unabhängig davon, ob sie ihn (den Musentempel) oft oder gar nicht besuchen.“ Ende der achtziger Jahre wurden im Theater in Plauen Stücke sowjetischer Dramatiker gezeigt: Schatrows „Diktatur des Gewissens“, Aitmatows „Die Richtstatt“ oder auch Heins „Ritter der Tafelrunde“. Nach einer Schatrow-Aufführung erhob sich das Publikum und ließ gemeinsam mit den Darstellern das offiziell verbotene Neue Forum hochleben. Etabliert wurde im Foyer des zweiten Ranges die Lesereihe „Theater brisant“. Kabarettabende des Schauspielensembles trafen den Nerv der Zeit. Heute erinnert nicht nur das Denkmal von Peter Luban an die Zeit der Samstagsdemonstrationen, deren erste heute vor 34 Jahren in Plauen zwei Tage vor der Leipziger stattgefunden hatte. Sondern auch eine leider etwas verdeckte Tafel neben dem Theater, die von Annaliese Saupe gestiftet wurde. Ihr war es zu verdanken, dass die Frankenpost am 10. Oktober 1989 mit der Überschrift: „Über 15 000 Menschen demonstrierten in Plauen“ in Wort und Bild von den Ereignissen berichten konnte. Prominent auf der ersten Seite.

Nach der Grenzöffnung wurde es für das Theater schwierig. Die Bürgerinnen und Bürger Plauens erlebten ab 1990 die Freuden und Freiheiten, aber auch

die elementaren Veränderungen nach der deutschen Einheit und dem Beitritt zum Grundgesetz. Viele verloren ihre Arbeit, und das Theater blieb oft leer. Abhilfe schaffte ab 1991 Dieter Roth. Der Plauener wird Intendant. Ein Glückstreffer. Er inszenierte ein „Vogtland-Spektakel“, in der Lutherkirche den „Jedermann“ mit Dieter Maas in der Titelrolle, „Jesus Christ“ in der Johanniskirche, stemmte mit seinen Mitstreitern zweimal das Riesenprojekt „Der Untergang der Titanic“ und ließ es mit der „Rocky Horror Show“ in der Sternquell-Brauerei kräftig krachen. Ihm und seinem Adlatus Christian Pöllmann danken wir die Freilichtaufführungen im Parktheater und den unvermeidlichen Elefanten, der bei „Aida“ überraschte. Der im November 2021 im Alter von 80 Jahren verstorbene Dieter Roth ist als Mann mit dem Hut unvergessen.

Letzter Name: Roland May. Der vormalige Schauspieldirektor (von 1991 bis 1993) kam 2009 als Intendant ans Theater Plauen-Zwickau zurück, um es für 13 Jahre zu prägen. Als er aufhörte, würdigte eine Publikation seine Intendanz. In seine Zeit fiel das berechtigte Aus für der Haustarife. Damit wären wir wieder bei der Konstante Geld und im Heute, denn damit und den gestiegenen Kosten, die kaum einen Bereich des Theaters verschonen, müssen die Häuser jetzt umgehen. Mehrere sächsische Theater fordern in diesen Tagen von der Politik eine längerfristige Planungssicherheit, sonst könne es für manche Häuser existentiell bedrohlich werden. Das Kulturministerium ermittelt derzeit den Bedarf. Ministerpräsident Kretschmer nannte eine Ausgleichssumme von neun Millionen Euro, die „kommen müsse“.

Lutz Hillmann, Intendant in Bautzen, sieht die Zukunft düster: „2023 werden wir uns noch retten können. 2024 wird es drei bis vier Theater schwer treffen. Und im Jahr 2025 ist bei allen Theatern im ländlichen Raum der Riemen runter.“

Nicht zu vergessen: Immer wieder – und das seit vielen Jahren – ist daran zu erinnern, dass es hilfreich wäre, wenn sich an der Finanzierung des Theaters Plauen-Zwickau auch die beiden Landkreise beteiligen würden. Diese an anderem Ort übliche Praxis wurde, was den Vogtlandkreis angeht, leider jüngst als „nicht vermittelbar“ abgewiesen.

Warten wir ab, ob die neun Millionen vom Land Sachsen kommen werden und erinnern an einen Mäzen: Hans Löwel.

Er war es, der anderem 1994 dem Theater eine halbe Million Mark spendete. Durch die 1996 gegründeten Hans-Löwel-Stiftung konnte 15 Jahre lang vieles finanziert werden: das Konzertzimmer und seine Erweiterung, die Stühle für das Orchester. Auch die Ausgleichsschräge, die im Parkett installiert wurde, um die „Titanic“ standesgemäß aufzuführen und um die längst zum gesellschaftlichen Ereignis gewordenen Bälle, organisiert von Theater und Förderverein, feiern zu können. Gekauft wurde ein Steinway-Flügel, jedes Jahr gab's Geld für das Vorprogramm im Parktheater und, und, und.

Seit 2012 kommt Geld für das Vogtlandtheater von der vom Plauener Theaterförderverein gegründeten Hans-und-Edith-Löwel-Stiftung – Vogtlandtheater Plauen. Dieses Gremium stiftet viel Gutes, ist aber in der Plauener Öffentlichkeit kaum bekannt. Ihrem Aufsichtsrat steht Prof. Michael

Spörl vor, Prof. Dirk Stenzel und qua Amt der Kulturbürgermeister, jetzt also Tobias Kämpf, sind Aufsichtsratsmitglieder. Wichtigster Mann der Stiftung ist Schatzmeister und Volksbankvorstand Andreas Hostalka, und Helko Grimm ist mein Stellvertreter als Vorsitzender.

Ganz aktuell in diesen Tagen stellt der Deutsche Bühnenverein einen Leitfaden für Neubesetzungen von Intendanten vor. Darin festgehalten sind Grundsätze wie: Transparenz, Vertraulichkeit, die aktive Beteiligung von Mitarbeitenden von Anfang an und eine divers zusammengesetzte Findungskommission.

Zu wünschen ist, dass die Rechtsträger des Theaters Plauen-Zwickau so schnell nicht nach einem neuen Chef des Hauses suchen müssen. Ist doch mit Dirk Löschner ein Generalintendant gefunden worden, dessen dem Publikum zugewandte Tätigkeit zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Bekräftigt durch eine neue Sparte, die sich explizit an junge Leute wendet.

Er war es, der eine Tradition wiederbelebt hat, die einem sogenannten Provinztheater gut zu Gesicht steht: wir haben einen Hausautor; einen vogtländischen – den Dramatiker Christian Martin aus Ellefeld. Wir sahen in Plauen zuletzt sein auch mit überregionaler Aufmerksamkeit bedachtes Stück „Zinnwald“, das auch in dieser Spielzeit auf Ihr Kommen wartet.

Christian Martin schrieb bereits im November 2010 in einem Offenen Brief an die Sächsische Staatsregierung:

„Das Theater ist eine große Erfindung der Menschheit. Seit über 2000 Jahren erörtert es das Befinden von uns Menschen in all seinen Widersprüchen und Konflikten. Es ist ein Ort des Innehaltens, der Besinnung und Poesie in einer Zeit zunehmender Rastlosigkeit und Vereinsamung in einer immer komplizierter werdenden Welt. Das kollektive Live-Erlebnis Theater ist durch nichts zu ersetzen. Theaterspielen... ist heute lebensnotwendiger denn je ...“

Das letzte Wort aber soll Richard von Weizsäcker gehören. Damit schließt sich auch der fatale Kreis der Kontinuität und Kalamität des stets fehlenden Geldes.

Weizsäcker formulierte lakonisch bereits 1991 eine Binsenweisheit: „Kultur kostet Geld.“ Und fährt dann fort: „Substanziell hat die Förderung von Kulturellem nicht weniger eine Pflichtaufgabe der öffentlichen Haushalte zu sein als zum Beispiel der Straßenbau, die öffentliche Sicherheit oder die Finanzierung der Gehälter im öffentlichen Dienst. Es ist grotesk, dass wir Ausgaben im kulturellen Bereich zumeist ‚Subventionen‘ nennen, während kein Mensch auf die Idee käme, die Ausgaben für ein Bahnhofsgebäude oder einen Spielplatz als Subventionen zu bezeichnen. Der Ausdruck lenkt uns in die falsche Richtung. Denn Kultur ist kein Luxus, den wir uns leisten oder auch streichen können, sondern der geistige Boden, der unsere eigentliche innere Überlebensfähigkeit sichert.“

Bewahren wir uns diese innerliche Überlebensfähigkeit, und hoffen, dass auch 2025, wie befürchtet, an unserem Theater „der Riemen nicht runter“ ist, dafür sollten wir keine Mühe scheuen.